

Christian Holl

Von Improvisation bis Megastruktur



Drei Neuerscheinungen geben Anregungen für den Diskurs über die Stadt und fragen nach den Grundlagen, auf denen er sich entfalten könnte. Claudia Hildner stellt neue Formen des gemeinschaftlichen Wohnens aus Japan vorlegen es nahe, das Verhältnis von haus zu Stadt, die starre Trennung zwischen öffentlich und privat, die unseren Diskurs prägt, zu überdenken. Christopher Dell plädiert dafür, sich der Realität zu stellen anstatt sich die Sicht auf sie durch Naturalisierungsthesen verstellen zu lassen. Und Christoph Duesberg vermittelt anhand dreier Fallstudien Grundlagen über Megastrukturen.

Future Living

Das neue Buch von Claudia Hildner zeigt im seinen Großteil ausmachenden Projektteil 25 Beispiele des gemeinschaftlichen Wohnens aus Japan. Auf originelle Weise, jenseits der Routinen des renditeorientierten Wohnungsbaus, werden in ihnen Gemeinschaftsflächen, Quartier und Wohnung miteinander verknüpft, dass für ein Zusammenleben mit den Nachbarn Räume geöffnet werden, ohne das Bedürfnis nach Intimität zu ignorieren. Die Beispiele zeigen großen räumlichen Erfindergeist darin, Wohnungen und Gemeinschaftsräume mit reichen Qualitäten auszustatten, auch wenn wenig Fläche zur Verfügung steht. Die wenigsten der präsentierten Wohnungen sind größer als 50 Quadratmeter. Und es sind die kleineren Projekte mit wenigen Einheiten, die sich für solche Experimente anbieten, weil sie von priva-

ten Bauherrn initiiert werden und nicht von Investoren entwickelt werden. In ihrer Einleitung erläutert Hildner die Änderungen, die den Wunsch nach solchen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens Auftrieb geben. In Japan geht die Bedeutung der Familie als tragende Gemeinschaft zurück, Singlehaushalte, kinderlose Paare sind inzwischen Normalität, das Berufsleben lässt oft zu wenig Raum, sich um die Eltern zu kümmern. Der lokalen Identität des Wohnorts wird mehr Bedeutung beigemessen. Und so kommen, wie Evelyn Schulz in ihrer kurzen historischen Einordnung zeigt, auch die älteren Quartiere, die auf Verwaltungseinheiten beruhen und eine je starke Charakteristik ausgebildet haben, wieder in den Blick. Deren besondere räumliche Strukturen eignen sich ideal als Referenz für die Wünsche, die sich an die Stadt richten: den Alltag in überschaubaren Dimensionen bewältigen und Nachbarschaften bilden zu können. Das Haus und die Qualität der Zwischenräume sind darin ein wesentlicher Baustein, der zwischen Quartier und Wohnung vermittelt. Es würde sich lohnen, diesen Aspekt in die Diskussionen bei uns einfließen zu lassen, in denen die starre städtebauliche Struktur dominiert.

Das Urbane

In seinem neusten Buch zeigt Christopher Dell, warum eine solche Bereicherung der Diskussion so wichtig ist. Dell erläutert, dass es nicht nur darauf ankommt, in der Stadt Möglichkeiten der Aneignung, der Improvisation anzubieten, sondern dass sie dadurch erst entsteht. Sein Buch ist eine vehemente Kritik am „urbanen Konsumismus, der Stadt nun selbst zum Produkt erhebt, das es zu verbrauchen gilt“, daran, die Räume der Stadt meinen auf zeitlose Strukturen reduzieren und sie so steuerbar machen zu können. Nicht ist in erster Linie ein Umdenken notwendig, wir sollten zuerst die Beobachtungen und die Realität des Produzierens von Stadt ernst nehmen, denn „unser Stadtmachen eilt sozusagen unserem Stadtdenken voraus“. Von einem erweiterten, die performative Nutzung einbeziehenden Raumverständnis ausgehend, beschreibt Dell die Stadt als ein Werk, ein Produkt, das von uns hergestellt wird, in dem aber auch deren Geschichte als Produktionsweise enthalten ist und formend wirkt. Dell weiß, dass Stadt nicht lediglich aus performativen Akten besteht. Allerdings ist der urbanistische Diskurs, wenn er die permanente performative Bestätigung wie die Veränderung ignoriert, realitätsfern und verstellt den Blick auf das, was in der Stadt geschieht. Orientiert vor allem an Henri Levebfre, ebenso an Latour, Nietzsche, Hegel, Marx, auch, aber zum Glück mit sehr deutlichen Verweisen auf die Problematik dieser Referenz, an Heidegger, entfaltet Dell eine Argumentation, die es erlaubt, die aktuellen Entwicklungen nicht als Verlust von Planungshoheit zu beklagen. Statt dessen fordert er dazu auf, sich unvoreingenommen auf die Praxis einzulassen, um in ihr und nicht gegen sie „Handlungsoptionen für mögliche Zukünfte zu erschließen.“



Claudia Hildner: Future Living. Gemeinschaftliches Wohnen in Japan. Birkhäuser, Basel 2014
Zur [Internetpräsenz](#)



Christopher Dell: Das Urbane. Wohnen. Leben. Produzieren. Jovis Verlag, Berlin, 2014
Zur [Internetpräsenz](#)

Megastrukturen

Einen Blick in die jüngere Geschichte der Stadtplanung, die situativer Praxis Räume bieten wollte, wirft Christoph Duesberg. Die Megastrukturen, die Architekturutopien zwischen 1955 und 1975, denen er sich widmet, waren ja nicht nur Ausdruck eines Glaubens ans technisch Machbare, sondern auch von progressiven gesellschaftlichen und sozialen Ideen des Zusammenlebens inspiriert, sie wollten einen größeren Raum der Freiheit zur Selbstentfaltung wie zum Zusammenleben öffnen. Konzentriert auf die Metabolisten, Archigram und Yona Friedmann werden Grundlagen, Planungsideen und diskursive Wechselwirkungen sorgfältig und übersichtlich aufbereitet. Damit wird ein guter Einstieg zum Thema gegeben, der dem Anspruch gerecht wird, Grundlagenwissen zu vermitteln; dem mit der Thematik Vertrauten bietet sie allerdings wenig Neues. Erstaunlich ist gerade angesichts des Utopiebegriffs, dass Duesberg alles ausblendet, was sich in den sozialistischen Hemisphäre ereignete. Weder werden die russischen Konstruktivisten erwähnt, noch wird auf die inzwischen doch einigermaßen zahlreich zugänglichen Quellen eingegangen, die zeigen, welche vergleichbaren Entwicklungen sich jenseits des ehemaligen eisernen Vorhangs beobachten lassen. Duesberg blendet die Kritik, die sich an Megastrukturen üben lässt, nicht aus, etwa die Anfälligkeit für technische Überalterung der tragenden Primärkonstruktionen. Dennoch deutet er die Megastrukturen als Potenzial heutigen Architekturdiskurses. Das ist aller Ehren wert, auch wenn die Wortwahl bisweilen ärgerlich unbekümmert und floskelhaft ist, wie etwa die Rede vom „langsamen, mehr oder minder natürlichen Wachstumsprozess der Stadt“. Vor alle scheint Duesberg sich in seiner Untersuchung mit dem Begriff der Utopie aber selbst einen Stein in den Weg gelegt zu haben, denn damit wird – bis auf das Londoner Brunswick Centre – vieles von dem ausgeblendet, was an tatsächlich realisierten, und mit der Gedankenwelt der behandelten Fallbeispiele eng verknüpften Projekten zu diskutieren wäre: die Großwohnsiedlungen und Stadtteile wie Alt-Erlaa in Wien, Rozzol Melara in Triest, Barbican in London, die Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße in Berlin ... An ihnen hätte sich, zumindest als Anregung und Ausblick, sehr viel konkreter, dringlicher und kontroverser aufzeigen lassen, wie man mit den Zeugnissen dieser Epoche produktiv umgehen könnte – und dass man es muss.



Christoph Duesberg:
Megastrukturen. Architekturutopien zwischen 1955 und 1975.

Zur [Internetpräsenz](#)